

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Das Paradies der Erde.

Roman von Ada von Gerzborff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dezember. Ich habe Tante Valli eben zur Bahn gebracht. — Sie schenkte mir zweihundert Mark. — Hundert hat mich der Vafar gelostet. Sie fand das ganz richtig. Wenn sie nur wüßte, daß ich das Geld meistens in Antiquitäten angelegt habe! Ich habe das Gerümpel in einem Koffer in die Satteltammer gestellt und weiß nicht, was ich damit machen soll. Möcht's dem Alten wieder zustellen. Doch habe ich eine gewisse Scheu, selbst hinüberzugehen, obwohl ich doch sonst nicht furchtsam bin. Man sagt, daß das die gefährlichsten Wunden sein sollen, die man zuerst gar nicht fühlt, und ich weiß, daß meine Wunde gefährlich ist, aber ich weiß nicht, wie sie behandelt werden muß und kann niemand fragen. Durch Meier erfuhr ich, daß „das Fräulein“ vom alten Skorosevski, so drückte er sich aus, abgereist wäre, aber wieder-käme.

Dezember. Ich sah am Schreibtisch und griff eben nach diesem, mir schon recht lieb gewordenen Buche, um mich wieder mit mir selbst zu unterhalten, als Bobby wie rasend vom Sofa sprang und nach dem Fenster, dann nach der Tür und wieder nach dem Fenster stürzte. Was hatte der Hund? Im Moment war mir's klar — Poncalet! Also doch hier! Aber der Hund jubelte nicht. Es war kein freudiges Bellen, es war ein Kläffen, ein Winseln und Knurren, als wenn er nicht recht wüßte, ob Freund oder Feind.

Da — ein Schatten vor meinem Fenster — ein hastig drängendes Klopfen. Ich riß es auf.

„Schnell — schnell, Herr von Rehn,“ flüsterte eine angstvolle, mir so wohlbekannte Frauenstimme. „Machen Sie mir auf, lassen Sie mich herein.“ — Zuerst ein Griff in das Fell des halb rasenden Hundes. Hinaus mit ihm auf den hinteren Flur und den Schlüssel umgedreht. Dann die Vorhänge herunter. In Sicherheit war sie nun, in meinem Schutze, in meiner Wohnung — sie, die Frau meines Kommandeurs bei mir!

Welche Gefahr, welche Situation für uns beide!

Wie sie auf den nächsten Stuhl an der Tür fiel! Wie sie die Hände an ihr Gesicht drückte und schluchzte, brauchte sie nichts zu sagen. Ich konnte mir alles denken. „Nicht wahr, Poncalet ist hier?“ flüsterte ich. „Er ist zu Ihnen gekommen. Die Katastrophe steht bevor — oder ist sie schon eingetreten? — Bitte, gnädige Frau, liebe gnädige Frau, kommen Sie, setzen Sie sich hier auf das Sofa und seien Sie ganz ruhig. Sie sind in Sicherheit. Ich weiß ja, was ich soll, und das will ich ja auch: Ihnen helfen und Poncalet und — und Ihrem Mann —“

„Ja, ja. Mein guter Mann! Poncalet ist hier. Er war bei mir. Mein Mann sah ihn. Sie werden sich schießen — sich töten — und ich mich auch! O Gott!“

Sie blieb an der Tür sitzen, während ich in fliegender Eile meine über dem Schreibtisch hängende Arbeitslampe anzündete. Ich trat zu ihr und kniete neben ihr nieder, nahm ihr die kalten Hände vom Gesicht, die ich küßte und fest in den meinen bebielt.

„Liebe, arme gnädige Frau,“ stammelte ich, sie sanft umfassend, „sagen Sie mir doch endlich, was ich tun soll. Ich will's ja — und wenn's mir das Leben kostete —“

Da schoß mir die Frage durch den Kopf: Was würde ich tun, wenn diese Frau meine liebe, süße Schwester wäre, die meinen besten Freund liebte und ich, obwohl beiden diese Seligkeit gönnend, liebte und verehrte doch aber auch wie einen Vater den alten Mann, dem die jugendliche Schwester durch heilige Bande angehört? Was würde ich tun, was raten? Wie würde ich helfen? Ich stand sachte auf und zog sie mit mir empor.

„So,“ sagte ich sanft. „Nun wollen wir ganz ruhig zusammen sprechen.“ Sie zitterte am ganzen Körper, während ich sie umfaßt hielt. „Sie haben mir das heiligste Vertrauen geschenkt, das eine Frau einem Manne schenken kann —“

„Ja — ja,“ unterbrach sie mich. „Alle vertrauen Ihnen, glauben Ihnen, auch Bernhard, auch Graf Poncalet und ich. O, ich unbedingt! Ich weiß, Sie werden helfen, wenn es in der Welt möglich ist. Ich weiß nicht wie, aber — Sie werden es wissen —“

„Wenn es in der Welt möglich ist, das weiß Gott und ich will es auch. Sie haben Vertrauen zu mir, Harriet, wie zu einem Bruder, in gewissem Sinne sind wir wie Schicksalsgenossen — auch mein Herz ist todesswund in Liebe und Schmerz, ich kann also alles verstehen.“

Ich nahm ihr sorgsam den schweren Mantel ab und drückte sie in die Sofaecke. Und wie sie da lehnte und zitterte und sprechen wollte und nicht konnte vor trockenem Schluchzen, erschreckte mich vorübergehend der Gedanke, sie könne hier ohnmächtig werden.

„Sie müssen ein Glas Wein trinken,“ drang ich in sie. „O, gehen Sie nicht fort!“ bat sie mit einer ängstlich ablenkenden Bewegung.

„Nein, nein, ich brauche nicht fortzugehen. Es ist alles hier im Schrank.“

Sie trank ein wenig von dem alten Sherry und ein Schein von Farbe kam in ihr Gesicht und das beängstigende trockene Schluchzen hörte auf. Ich setzte mich zu ihr auf das Sofa und streichelte ihre kalte Hand. Dabei sah ich still wartend zu dem großen Bilde Kaiser Friedrichs über meinen Schreibtisch hinüber und ihr Blick folgte dem meinen.

„Helfen Sie mir — uns — um Gottes willen! Er ist wahnsinnig — Viktor — Poncalet meine ich,“ stieß sie nach Atem ringend hervor. „Seit dem Vafartage ist er hier, auf dem Lande bei einem Jagdfreunde, und er ist wiederholt nach Zwieltisch gekommen und hat versucht, mich zu sehen, zu sprechen. Ich bin fast selbst wahnsinnig geworden vor entsetzlicher Todesangst um ihn — und um Bernhard. Mein Mann merkte es, o, er hat ein kluges Herz — er sah mich

immer stamm an mit diesem anfliegenden, beschwörenden Blick, und ich konnte doch nichts tun, konnte uns doch nicht helfen. Wenn Sie mir nur ein einzigmal begegnet wären, mich einmal aufgesucht hätten! — Am Basartage hoffte er wohl — Poncalet — in dem Trubel mich treffen zu können ... er versuchte es auf allen Wegen, überall lauerte Gefahr — und Tod auf ihn, auf uns alle! Ich, ich lebe nicht länger, wenn einer von ihnen —

„Weiter! Weiter!“ drängte ich, denn in mir stiegen furchtbare Bilder auf, und wenn sie es wagte, zu mir in meine Wohnung zu kommen, so war hier keine Minute zu verlieren. Sie drückte die Hände einen Moment auf ihre schweratmende Brust.

„Heut abend war es — im Garten. Ich trat ans Fenster, um es aufzumachen, mir war so bekümmert, mein Herz schlug so hart — da stand er — deutlich erkennbar — es war ja noch nicht ganz dunkel. ... Aus jedem Fenster des Hauses konnte er gesehen und erkannt werden. In ganz Zwietsch und in der weitesten Umgebung gibt es keinen zweiten von seiner Größe, seiner Gestalt. Mein Mann war zu Hause. Er arbeitete nicht, seine Lampe brannte nicht, sonst hätte ich den Schein sehen müssen, gerade auf dem Wege, wo er — wo Graf Poncalet stand.“

Wieder pausierte sie, ich drückte heftig ihre Hände, „Weiter — schneller!“ rief ich und fühlte, wie mir Eisestöße über den Rücken froh.

Ich nötigte ihr wieder Wein auf.

Ich wich von dem geöffneten Fenster zurück — ich streckte abwehrend die Hände aus vor furchtbarem Schrecken. — Ob er glaubte, ich winkte ihm — ob er die Bewegung mißverstand —

„Natürlich, natürlich!“ stieß ich hervor, „und er wollte das wohl auch, er wollte zu Ihnen — er war ja halb wahnsinnig. O, ich versteh's, ich versteh's jetzt. — Wahnsinnige Sehnsucht!“ sagte ich ganz heiser vor Aufregung. Ich fühlte ja alles mit.

„Ja, ja.“ Müsterte sie, die Augen mit den Händen bedeckend, mit erlöschender Stimme, „wahnsinnig vor Sehnsucht. ... Und dann war er mit einem Sprung auf dem Fenster, war er in meinem Zimmer — zu meinen Füßen — und hatte mich umklammert. — Ich konnte mich nicht regen. ... Da sah ich im Spiegel, daß hinter uns — in der Portiere mein Mann stand. — Und er, der Graf, sprang auf. Er schien bei voller Besinnung und ganz ruhig führte er mich zu einem Stuhl, weil ich schwankte. Bernhard sah stumm zu und regte sich nicht, sein Gesicht aber war so weiß wie der Tod. Dann waren beide fort. ... ich hörte meines Mannes Tür schließen und darauf war alles still. Ich sprang auf und lief — lief zu Ihnen. O Gott! Helfen Sie — sie sollen sich nicht töten — nicht töten — hören Sie? — Schnell —“

Sie wollte vom Sofa herab, zu meinen Füßen niedersinken. — Bisher hatte sie mit unheimlich tonloser Stimme, wie in halb visionärem Fiebersüßern gesprochen, jetzt schien sie jäh zu erwachen zu dem furchtbarsten Grauen. — Ich hielt sie hoch und zog sie auf ihren Platz zurück.

„Ruhig — um Gottes willen — Sie müssen ruhiger sein.“ bat ich, während mir fast die Stimme verlagte. „Jetzt ist ja doch nichts zu ändern. Wenn ich auch hinginge, mich zwischen beide Männer drängte, mit welchem Recht dürfte ich's? Wer hat mich dazu veranlaßt, durch wen habe ich's erfahren? Soll ich sagen, daß Sie hier seien, bei mir, in meiner Wohnung, um Poncalet zu retten vor der Angel Ihres Mannes?“

„Nein, nein.“ rief sie. „Nicht um Poncalet allein ist mir's zu tun, auch um meinen Mann. — Wie sollt' ich es ertragen — wie weiterleben?“

„Ja, ja. Das könnten Sie nie ertragen, kein Glück wäre zu denken, keine Freude, keine Ruhe mehr, auch Ihnen bliebe nur der Tod als Erlöser. Aber noch ist ja nicht das Schlimmste zu fürchten. — Freilich — Ihr Mann schont niemand in dieser Sache. Er darf es auch nicht. Ich selbst würde meinen besten Freund, der mir das geliebte Weib stiehlt, nicht schonen, und ich zweifle sehr, daß er lebend den Platz verläßt. Aber jetzt, im Augenblick, wo diese furchtbar ernste Begegnung in Ihrem Hause stattfindet, ist nichts anzurichten, nichts zu retten. In dieser Nacht kann ja auch nichts geschehen. Sie sagten, Graf Poncalet war ruhig, nun und meinen Kommandeur kenne ich, der ist Meister in der Selbstbeherrschung. ... Morgen — morgen in erster Fröhe, sobald es irgend möglich ist, will ich alles daransetzen, Ihren Jammer, arme, arme Harriet, zu mildern und einen ertragbaren Ausweg für Sie zu suchen.“

Ich war immer ruhiger, gefasster geworden, während ich sprach, und alle möglichen und unmöglichen Bilder drängten sich mir vor die Seele. Harriet lauerte in ihrer Sofaede, ganz zusammengezogen, und ihre Zähne schlugen wie im Fieberfrost aufeinander.

Hatte sie gehört, begriffen, was ich sagte? Oder war sie schon wahnsinnig geworden vor Angst um beide Männer, die dem Furchtbaren vielleicht stärker und gefasster als das arme Weib gegenüberstanden?

Jedenfalls war auch meine Lage recht gefährlich. Der Kommandeur mußte, wenn er es irgendwie vorzeitig erfuhr, natürlich glauben, ich sei mit den Augen im Einverständnis, da die Frau doch sonst kaum auf den Gedanken hätte kommen können, sich zu mir, in meine Wohnung zu flüchten. Für Harriet freilich konnte es nicht zweifelhaft sein, daß ich alles wußte oder ahnte. Sie mußte es gewußt haben, seit ich Poncalet das seinem Buch entfallene Gedicht schweigend zurückgegeben hatte; sie konnte es aus seiner intimen Freundschaft mit mir schließen, die zwar weniger von mir, als von ihm ausgegangen war, uns aber oft im vertrauteren Alleinsein zusammenführte. ... Wer weiß, was er ihr hierüber gesagt hatte.

Ich halte mich ja gewiß selbst für einen Gentleman. Aber solche hervorragende Beweise habe ich doch, soviel ich mich erinnere, hier nicht davon gegeben, daß alle Welt und selbst die Verzweifelten und Entgleisten mir blindlings glauben und vertrauen mußten.

„Kommen Sie,“ sagte ich fest und ernst, „sehen Sie mir einmal ruhig in die Augen — so! Wenn Sie mir vertrauen, dann muß es bis zum unbedingten Gehorsam geschehen in allem, was ich Ihnen rate.“

Zu meiner Stimme und meinem Blick mußte jedenfalls etwas Beruhigendes liegen, was sie zu sich brachte. Der starre Ausdruck in ihren Zügen schwand, ihre Augen hoben sich mit einem fragenden, hoffenden Blick zu den meinen und sie stand auf.

„Was soll ich tun? Was raten Sie mir?“ stammelte sie.

„Ja, wenn ich das nur selbst gewußt hätte! Vor allem mußte ich erst Zeit und Sammlung zum Ueberlegen haben. Im Augenblick wußte ich nur so viel, daß sie nicht länger bei mir bleiben konnte. „Sie müssen jetzt fort, nach Hause,“ sagte ich rasch, gab ihr den Mantel um und legte das Schleierstück über ihr Haar und schlang es so gut ich das verstand, im Nacken zusammen. „Natürlich lasse ich Sie nicht allein gehen, sondern ich begleite Sie,“ sagte ich währenddem, „mir müssen Sie ein paar Schritte vorausgehen, nach dem Kloster zu, und dann umkehren. Ich trete dann wie zufällig aus dem Hause und schließe mich Ihnen an. Sieht uns jemand, nun so haben Sie eben einen Spaziergang gemacht, Kopfweh oder so — die Dunkelheit hat Sie überrascht und Sie trafen mich.“

Damit zog ich sie sanft nach der Tür, und sie folgte willig. Aber den Blick, den sie dabei zu mir erhob, vergesse ich nie, so hilflos bittend, daß mir das Herz weh tat.

Mein Paletot hing dummerweise nicht im Flur. Ich hatte erst Meier rufen müssen, der ihn wahrscheinlich gerade putzte. So setzte ich mir die Mütze auf und nach einigen Sekunden, in denen sie wohl drei Schritt weit sein konnte, trat ich selbst hinaus in den leise rieselnden Regen. Leuten, die mir etwa begegneten, mußte es immerhin seltsam erscheinen, daß ich bei dem Wetter (kalt war es auch noch) ohne Paletot ging und auch noch die Kommandeuse getroffen hatte, und zwar auf dem ebenfalls recht seltsamen Spaziergang nach dem Kloster hin, während sie es doch von ihrem Hause aus viel näher gehabt hätte, aus der Stadt zu kommen. Ja, alles konnte ich eben nicht in der Hand haben, und wie man mir so völlig vertraute, mußte ich meinerseits meinem Glück vertrauen. Es war ja übrigens auch nicht wahrscheinlich, daß wir jemand trafen, und die Rosenstraße war denn auch menschenleer. Wir gingen rasch und erreichten unbehelligt den Marktplatz und das Haus des Kommandeurs, das etwas zurück von der Straße in einem Garten lag. Ich blieb außerhalb am Gitter stehen, bis meine Begleiterin in der Haustür verschwunden war. Sämtliche Fenster lagen in Dunkelheit. Der Kommandeur schien nicht zu Hause. Vielleicht war ihre Abwesenheit gar nicht bemerkt worden. Aufatmend machte ich kehrt und ging in raschem Tempo nach meiner Wohnung zurück, vollkommen durchnäßt in dem dünnen Rod, in dem mich empfindlich zu frieren begann, als die Aufregung sich legte und mein Blut wieder langsamer floss.

(Fortsetzung folgt.)

## Jungfer Liefes Sohn.

Eine deutsche Kriegsgeschichte von Erd Juel.

Aut. Ueberl. aus dem Schwedischen von Hæa Sternberg.  
Müllers Liefse war heimgekehrt — beim zum Müller, nach vielen Jahren der Abwesenheit.

Müllers Liefes Fritz war 18 Jahre alt und sollte — das wußte Liefse — mit in den Krieg und deshalb hatte sie beschlossen, nach Hause zu fahren, um ihren Jungen noch einmal zu sehen. Um seinerwiller hatte sie vor vielen Jahren die Heimat verlassen und den kleinen Keel den erzürnten Eltern übergeben. Sie war nach der großen Stadt gegangen, wo ihr niemand zürnen konnte wegen ihres Fritz, denn da gab es ja keinen Menschen, der darum wußte, daß sie dieses kleine Wesen in die Welt gesetzt hatte. Böse Worte und Hohn und Spott hatten sie von der Heimat fortgetrieben. Daß eine unversehrte Frau ein Kind hatte, war eine Schande, nicht nur für sie und ihre Familie, sondern für die ganze Gemeinde des strengen, rauhen Dorfes, in dem die Mühle stand, und in dem die Müllersleute sich bisher durchs Leben gekämpft hatten in Furcht und Ehren, bis Liefse. . . Ja, wäre sie doch lieber in den See gegangen, sagte der Müller; die Müllersfrau aber schwieg. Liefse war ja doch ihr eigenes Fleisch und Blut, und der kleine Fritz in der Wiege gewann bald ihr Herz.

Und die Müllerin hielt die Verbindung mit Liefse aufrecht — wenn auch heimlich, ganz heimlich. Denn wenn der Müller, der Lehrer oder, Gott bewahre, gar der Pastor es erfahren hätte, dann hätte sie wohl denselben Weg gehen können wie Liefse: fort von der lieben Mühle, der alten, grauen Mühle dort auf dem flachen Boden, die ihnen den spärlichen Unterhalt gab.

So hatte Liefse nur selten etwas aus der Heimat gehört. Im Koffer barg sie eine Photographie von ihrem Jungen, die sie vor vielen, vielen Jahren geistlich bekommen hatte. Wie nett er ausah in seinem weißen Röschchen, unter dem die nackten Füßchen hervorstakten. Gern hätte sie in ihrem Mutterstolz das Bildchen ihrer Herrin gezeigt, aber die Furcht hielt sie davon zurück, und so bewahrte sie ihr Geheimnis tief unten im Koffer und in ihrem Herzen, bis zu dem Tage, da sie hörte, daß ihr Sohn in den Krieg sollte, um sie und das Land zu verteidigen gegen die abscheulichen Russen und Franzosen, die nun das ganze Christenvolk bedrohten.

Sie ging in ihre Kammer, schloß ihren Koffer auf und holte die alte Photographie heraus, die, sorgsam in ein Taichenstück eingewickelt, in ihrem Gebetbuch lag. Lange stand sie da und betrachtete ihren Sohn, und ihr Mutterstolz überwand alles andere. Sie empfand nun weder Scham noch Furcht, als sie das Bild zeigte.

„Das ist mein Sohn, und er soll nun mit in den Krieg und uns alle verteidigen gegen die Russen und Franzosen,“ erzählte sie hier und da und überall. Und das Bildchen ging von Hand zu Hand und wurde bewundert und beachtet und gewendet und gedreht von den erstaunten Frauen, die nun zum erstenmal von Jungfer Liefes Sohn Fritz vernahmen. Doch Liefse genoh nur zu lange ihren Triumph in der Stadt. Alle Kleinhändler, alle Nachbarn, alle Dienstmädchen und alle Portiersfrauen der Umgegend sollten Jungfer Liefes Sohn Fritz sehen, der nun mit mußte in den Krieg und die ganze Gesellschaft verteidigen gegen die Russen und Franzosen. Und dabei wurde überall Kaffee getrunken und aus dem Kaffeegrund gewaschen und Karten gelegt, und stets fiel die Prognoseung glücklich aus für Liefes Fritz, der die Feinde schlug und das Vaterland und die Christenheit rettete.

„Der kleine David gegen Goliath,“ sagte die Haushälterin des Kaplans, die sehr bibelhaft war. „Der kleine David,“ wiederholte sie, während sie die Photographie betrachtete.

Aber als Liefse endlich nach Hause kam zum Müller, war Fritz schon lange auf dem Weg gegen den Feind. Es wurden nicht viele Worte gewechselt. Alt und gebeugt sah der Müller da, und die Müllersfrau stand mit trummern Rücken, ihre Hände waren geschwollen und steif von Mühe und Arbeit und Siedt, und es fiel ihnen schwer, den Teig zu kneten und das Brot zu formen.

Aber Liefse griff zu, daß das Mehl rings um sie stand wie eine Wolke, und sie formte die schönsten Weden und Schneden mit Schnörkeln und Bindungen und dachte dabei an ihren Fritz in dem kleinen weißen Röschchen auf der Photographie, die vor ihr stand — den kleinen Fritz, der nun draußen war im Krieg, um das Vaterland zu verteidigen.

Und dann nahm sie den Wagen mit dem Fuhs, den Fritz bisher gefahren hatte, und ritterte in der Gegend umher und verkaufte Schneden und Brote und erzählte weit und breit von ihrem Fritz und zeigte sein Bild und versicherte, des Kaplans Haushälterin hätte ihn „David“ genannt, „David gegen Goliath“ — und sie wußte ohne Ende zu erzählen von ihrem Fritz und seinen Heldentaten. Er schlug die Russen, und er schlug die Franzosen, und die Grünkrämersfrau drinnen in der Stadt hatte prophezeit, daß ihr Fritz etwas Großes werden würde — das hätte man deutlich aus den Karten lesen können. Und überall, wohin Liefse nun mit ihrem kleinen Wagen kam, wurde sie geehrt und gefeiert, und man kaufte ihr Brot, denn man wollte gern etwas Neues vom Krieg hören, hier in der Dede, wo die

spärlichen Häuser so weit voneinander entfernt lagen. Und Liefse wußte Bescheid. Sie hatte ja ihren Fritz im Krieg, und er hatte den Kaiser gesehen, und den Kronprinzen und all die großen Generale, leidhaftig hatte er sie alle gesehen, mit eigenen Augen, in dem großen Berlin. Und als das Gerücht sich verbreitete, daß nun auch die Engländer, ja, selbst die gelben Javaner sich an die Feinde angeschlossen hätten, wußte Liefse überall, wohin sie kam, den süßensten Rat zu geben.

„Laß sie kommen, laß sie nur kommen,“ sagte sie, „Fritz wird's ihnen schon besorgen.“ Und sie zeigte ihre Photographie, ihren Fritz in dem weißen Röschchen, unter dem die nackten Füßchen hervorstakten.

Was einmal prophezeit wird, muß auch in Erfüllung gehen, das weiß jeder, der sich auf die Kunst versteht. Die Grünkrämersfrau drinnen in der Stadt muß besonders begabt dafür gewesen sein, und des Kaplans Haushälterin nicht minder. Und Liefse nicht und sente andächtig den Kopf vor der großen Weisheit, die im Kaffeegrund liegt und in den Karten. Denn kam nicht eines schönen Tages — wenn auch nicht für sie, sondern für den Müller, denn Fritz kannte ja seine Mutter nicht — eine prachtvolle Photographie von ihrem Fritz, in Uniform mit Ärmeln und Säbel und Quaste und Schänge, und vor den einst so kleinen Beinchen eine mächtige eroberte Kanone! Und stand nicht in dem Brief, daß Fritz geehrt und gefeiert worden sei vor der ganzen Front, und zum Gefreiten ernannt und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet sei zum Lohn für seine Tapferkeit! Und als selbst der Pastor in der Kirche ihr Bild wünschte und sagte, daß sie stolz sein könne, einen solchen Sohn zu haben, vergaßen sie alle — der Pastor und Liefse und der Müller und der Schullehrer und die ganze Gemeinde — vollständig, daß Fritz ja im Grunde eigentlich gar nicht „da sein dürfte!“

## Lodzer Bilder.

Weither schon grüßt sie, die „deutsche“ Stadt. Aber so trauerumflort steht sie dort im flachen kalten Lande, so trübe und kumm im sagenreichen Posen, wie eine Vereinsante in der Fremde. Graue Türme, schwere, sich gleichsam unter der eigenen Last mühsam aufrückende Türme ragen aus der undentlichen Häufelmasse empor, und schwarze kalte Fabrikschote zeichnen sich duster am Himmel ab. Und wie diese Stadt, so die Wege zu ihr. Auch sie trübselig, zerfahren und zerrißen, bedeckt von höchsttiefem Schlamm, kein Baum an den Seiten, kein Nichtstein, kein Telegraphenmast — nichts als Schmutz und stummes Zerschverjünkensein. . .

Das ist der Eindruck, den Leonhard Schrickel empfing, als er sich Lodz näherte. In einer überaus fesselnden Schilderung, die im nächsten Hefte der „Grenzboten“ erscheint, gibt er die Bilder wieder, die ein Besuch der Stadt in dieser schicksalvollen Zeit ihm vermittelte. Wie in eine riesenhafte Katakombe tritt man zuerst in die anscheinend tote, leere Stadt ein. Doch wie bald und wie jäh ändert sich das Bild! Zwar die erste Gasse, in die unser Weg einmündet, ist noch ebenso unerbittlich schmutzig und hofperig, und die Büdchen rechts und links sitzen am Rande dieses zähen Sumpfes wie uralte, schimmelige Schuldfröten; aber die Straße ist durchpulvt von lärmendem Leben. Da laufen schreiende Kinder jeglichen Alters die Kreuz und die Quer, Zeitungen ältesten und neuesten Datums, deutscher, russischer, polnischer, jüdischer, englischer, galizischer Herkunft, Zigaretten fetterier Art, Brot, Schuhnägel, Brennholz, Zunderbüttrümmer und was es sonst an schmutzigen Zeug gibt, feilbietend und in den schwärzlichen Händen oder fragwürdigen Rücken ausdringlich präsentierend. Auf den Haustürstufen, die hier auf- und dort abwärts zur Schwelle führen, bemühen sich lodenüberwucherte Jünglinge und dunkelblaugige Jungfrauen im ersten Eifer, jene Schreier noch zu überschreien oder durch weitausholende Geberden zu übertrumpfen, um ihre eigene Ware an den Mann zu bringen. Und in der Straßenmitte schleppen Männer und Frauen auf wackeligen Karren, vor denen nur hin und wieder ein Kapverdürres, spaltahmes Köhlein einherwankt, Kartoffeln, Rüben, Fleisch. . .

Womöglich noch lauter und hinter geht es auf dem Markte zu, der uns alsbald aufnimmt, ohne daß wir es vorerst bemerken. Auch hier sind hohe, wasserdicke Stiefel das Unentbehrlichste; daneben braucht es allerdings auch noch Geduld und Nachsicht, denn das Schieben und Stöhen und Trängen der durcheinander hastenden Händler und Unterhändler, Käufer und Wiederverkäufer erster bis sechster Hand, Schleppe, Dörcher und spekulativen Müßiggänger ist unbeschreiblich. Aber die lauten Gassen und lärmenden Märkte sind noch nicht Lodz. Jenseits von ihnen öffnen sich breite, großstädtisch ammutende Straßen, wie die Piotrkowska, die die Halbmillionenstadt von Nord nach Süd durchschneidet und an der sich alles angesiedelt hat, was auf das Prädikat „vornehm“ und „einstklassig“ Anspruch erheben zu dürfen. Da gibt es auch „Geschäfte“, das heißt etwa das, was wir verwöhnte Großstadtdeutschen als Geschäfte zu bezeichnen pflegen: gut eingerichtete, saubere, bisweilen elegante Läden, Hotels und besonders viele Kaffees. Vor ihren breiten Fenstern kugeln die schmutigen, stets überfüllten Elberfelder Wagen der eklektischen Straßenbahn vorüber, fahren herrschaftliche Freiwagen und

Russischen unterjochtesten Klassen vorbei jagen riesige feldgraue Autos dahin, beladen mit Offizieren und Ärzten, Ordonnanzern oder Postpaketen, traben stinke Meldereiber ihre Straße oder endlos lange schwere deutsche Bagage und Munitionskolonnen, neben denen die österrödischen Kolonnen mit ihren leichten Wagen und Pferdchen schier fröhlich einherrollen, und zwischen all diesem hinterbanten Gewühl marschieren immer wieder Regimenter aller deutschen Gauen, und oft genug auch noch lange Jäger russischer Gefangener. Und dann gibt es auch hier natürlich hunderte von eunigen Händlern jeglichen Alters und von aller Art Güte, zahllose Herumtöler und Kancure und eine schier unabhsehbare Schar von Mädchen zweifelhaften Herkommens.

Das hntet unabhörlich auf und nieder und quirlt brausend durcheinander. In den Nebenstraßen freilich ist es still. Aber diese Stille ist etwas Fremdartiges in Lodz und wird nur erzeugt durch das Schweigen der hochragenden Fabriken, dieser überall in den Seitenstraßen sich aufrichtenden, weit ausgedehnten Riesenbauten, darin all die gewaltigen Maschinen, die wachligen, riesigen Schwungräder und Turbinen schlafen. Fast ausnahmslos sind diese Unternehmungen von deutschem Geiste, deutschem Kapital und deutschem Fleiße geschaffen worden. In ganze Stadtteile gliedern sie sich mitunter; hier liegen Fabriken, Wohnbauten, Schulen und Krankenhäuser, Kaufhäuser. Das ist für das heutige Lodz kennzeichnend, daß hart neben dem blanken Herrenhaus die elende Hütte des Hörigen steht, dicht neben dem Neuen das Alte und Kratte, neben dem Städtchen der Riesenfabrik der fast weglassbare Pfuhl des wirr zusammengefügten Bagabunden- und Bettelviertels. Das macht das Stadtbild bunt und abwechslungsreich, aber nicht schön und auch nicht eigentlich interessant, zumal da die neuen „reichen“ Bauten nicht selten durch prächtig überladene und geschmacklose Schaufenster entstellt werden.

Man merkt es allenthalben, daß in Lodz die Lebensmittel knapper sind, als sonst wohl. Vielleicht freilich ist die Warenknappheit nur durch gewissenlose Spekulationen veranlaßt, die ihre aufgespeicherten Vorräte nur tropfenweise herausbringen, um die Preise zu treiben. Aber diesmal hat man die Rechnung ohne den Wirt gemacht, das heißt ohne die deutsche Heeresverwaltung, die umsichtig und schonungslos ihres Amtes waltet und regelnd und heffend eingreift. Nun wehe dem Großhändler, der sein voflgerüttelt Lager nicht öffnet! Die deutsche Heeresverwaltung greift nicht nur mit entschlossener Hand zu, sondern sorgt auch in aller Stille für die Erschließung neuer Quellen und sietz Zufuhr von außen. So war ein großer Tag jener 26. Dezember, der die erste Lokomotive auf der durch die waderen deutschen Eisenbahner und Pioniere wiederhergestellten Stallscher Strecke daherdanpsen und in den Bahnhof von Lodz einlaufen sah. Der helle, langhinballende Pfiff der beschränkten Maschine klang wie der Anstalt zur großen Sinfonie des Wiedererstehens der schwer heimgefuhrten Stadt.

### Das Kaufhaus an den Schützengräben.

In den ersten Wochen nach dem Ausbruche des Krieges begegnete die Versorgung der an der Front stehenden Truppen mit Verbrauchsgegenständen und Genussmitteln besonderen Schwierigkeiten. Bahn- und Postverkehr waren durch Truppenbewegungen in Anspruch genommen, und in den von den Truppen besetzten Städten waren großenteils die Einwohner geflüchtet, die Geschäfte geschlossen, ihre Eingänge verrammelt. Da war es denn ein glücklicher Gedanke, daß ein Hamburger Großhaus sich entschloß, einen selbständigen Warentransport an die Front zu organisieren. Mit den nötigen Empfehlungen versehen, machte sich dies wandernde Kaufhaus nach Osten und Westen auf den Weg. Es war eine interessante Expedition, wie aus den im „Konfektionär“ veröffentlichten Mitteilungen eines Teilnehmers zu ersehen ist. Zwei Mann und ein Kraftwagenführer leiteten das Wanderkaufhaus, das aus drei Waggons mit Zigarren, Zigaretten, Wurstwaren, Käse, Schmalz, Schokolade, Tabak, Streichhölzern, Lichtern, Taschenlampen, Batterien, Stiefelschmiere, Briefpapier, Feldpostkarten und ähnlichen, dem Soldaten willkommenen Gegenständen sich zusammensetzte. Auch ein Kraftwagen zur Benutzung unterwegs wurde mit verladen, und das erwies sich als eine sehr angebrachte Vorsichtsmaßregel. Denn es war z. B. in dem verwüsteten Ostpreußen mit großen Schwierigkeiten verbunden, bis in die vordere Kampffront zu gelangen. War die Eisenbahn nicht mehr zu benutzen, so mußte das Auto herhalten; die Waren wurden darin verladen, und man drang auf diese Weise so weit wie möglich vor. Wo die Wege auch die Benutzung des Kraftwagens ausschlossen, wurde der Versuch gemacht, mit Hilfe von Ortsvorsther, Pfarrer oder Lehrer einen Wagen aufzutreiben, der als fahrendes Kaufhaus zu dienen hatte. So gelang es

denn wirklich, die Wagen bis zu den an der Front befindlicher Truppen vorzutragen. Unsere waderen Feldgrauen aber waren über das Erscheinen des Feld-Kaufhauses regelmäßig hochbeglückt und nutzten die Gelegenheit sich zu verforger reichlich aus. Die Waren fanden reichenden Absatz, und die Tageseinnahme belief sich mitunter auf 5000 bis 6000 Mark. Dafür mußte freilich auch so manche Schwierigkeit in Kauf genommen werden. Oft wurde das fahrende Kaufhaus von Kanonendonner begleitet und zuweilen selbst von Kugeln empfangen, und was die Schlafgelegenheiten betrifft, so mußte man sehr vorlieb nehmen. Aber die Unternehmung erfüllte ihren Zweck vollkommen und erst, als die Verkehrsverhältnisse sich besserten und die großen Jüge von Liebesgaben bei den Truppen einzutreffen begannen, kehrte das Kriegs-Kaufhaus, wohlverrichteter Sache zum Elbestrand zurück.

### Vermischtes.

Eine Geschichte von den Barbaren, die für den Geist unserer Truppen bezeichnend ist, wird in „Ueber Land und Meer“ erzählt. Nach einem hartnäckigen Kampf hatte ein bayerisches Landwehrbataillon mit vielen andern Truppen die Franzosen aus einem heißumstrittenen Ort geworfen, und die kampfmüden Soldaten durften nun rasten. Die Mannschaften waren vom größten Duct und Hunger geplagt, und so erlaubten ihnen die Vorgesetzten, die Häuser nach genießbaren Dingen zu durchsuchen. Die zahlreichen mit der Flagge des Roten Kreuzes geschmückten Gebäude wurden natürlich verschont, in den andern von den Einwohnern verlassenen Häusern aber machte man sich gründlich an die Arbeit, um noch etwas aufzutreiben. Viel war es nicht. Nur in einem weiter außen an der Ortsgrenze gelegenen Häuschen fand man Lebensmittel und Wein in Fülle, und die glücklichen Entdecker füllten denn auch ihre Feldflaschen mit dem feurigen Bacchustrank, verfaben sich mit Speck und Brot und wollten so mit eh- und trinkbarer Beute beladen abziehen. Da fiel der Blick eines bayerischen Landwehmanns auf einen kleinen Bettel, der an der Haustür befestigt war. Die Schrift besagte, daß der Besitzer und die Besitzerin des Häuschens, zwei hochbetagte Leute, sich in anerkennenswerter Weise um die Pflege der Verwundeten verdient gemacht hätten und auch deutschen Soldaten Hilfe angegedeihen ließen. Sofort erkönzte aus dem Munde des Wehmanns ein kräftiges: „Halt, Kameraden! Daher mit Euren Sachen. Wir müssen sie sofort wieder zurücktragen, denn ein Hundstott derjenige, der einen deutschen Befehl nicht respektiert — und da steht hier, hier steht einer!“ Dabei zeigte der Brave auf die Inschrift und erläuterte den Herzdrängenden, daß der Bettel gewiß von einem Offizier, der bereits früher hier gewesenen deutschen Truppen angeschlagen worden sei. So sehr die Leute sich über die erbeteten Sachen gefreut hatten, so hungrig und durstig sie waren, trotzdem trug jetzt jeder die mitgenommenen Waren und den Wein wieder in das Haus zurück. Der Wein wurde in ein sauberes Gefäß geschüttet; Speck und Brot auf den Tisch gelegt und dazu ein Bettel, auf den der wadere Landwehmann mit Bleistift die Worte schrieb: „Entschuldigen Sie, Mosjé und Madam B... Deutsche hatten Hunger, ihre Lebensmittelwagen aber lagen weit zurück. Wir suchten also nach saunden Lebensmitteln, aber auch einen Bettel, der uns von Eurer Tätigkeit für Verwundete erzählte. Sie opfern also der Menschlichkeit, und drum gehen wir wieder hungrig ab. Von Ihren Sachen fehlt keine Krume!“

### Bilderrät'el.



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer:  
Lodz, Gsch.